

Neuer Reichhaller

№ 33

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1915.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(19. Fortsetzung.)

Wie müßig war es doch gewesen, wenn er manchmal gelegentlich freundschaftlichen Verkehrs in befreundeten Familien oder auf Reisen oder auf großen, bunten, lauten Festen sich gedacht: möchtest du wohl zur Frau haben — hier die elegante

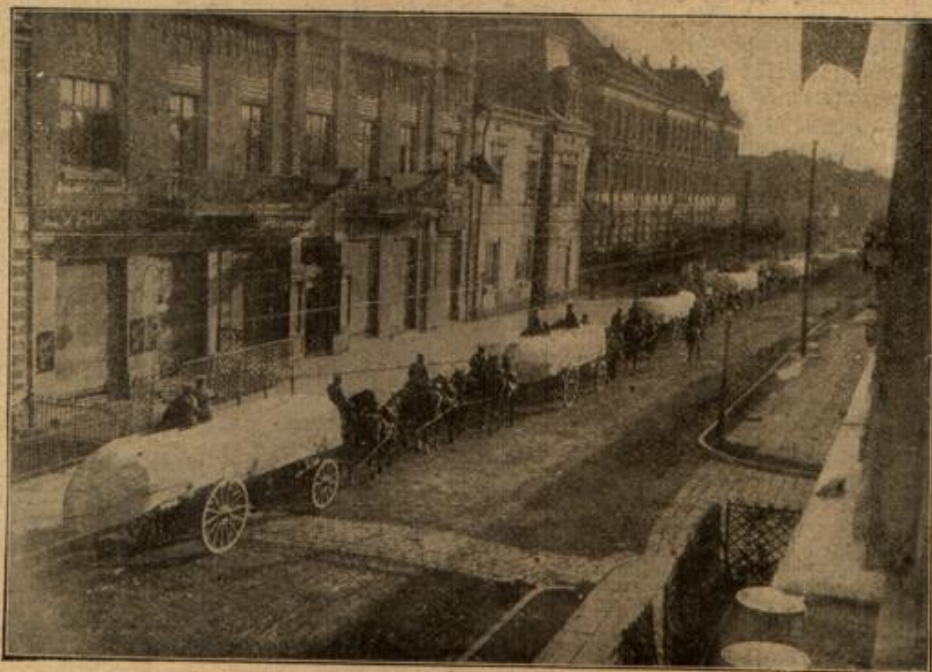
diese oder jene Tochter des reichen Bankdirektors oder dort die rotblonde Tochter des modernen Malers oder da die trotz aller Reserviertheit lebenswürdige Tochter des ländlichen Edelmannes aus der alten Schule mit dem verblähten Schimmer der Tradition der sechzehn Ahnen im Hintergrunde oder jenes forsche Offiziers-töchterlein, das im Stall so gut Bescheid weiß wie im Salon, das mit sicherer Hand ein Pferd meistert und,

wenns darum ginge — sogar ein Rennen mitreiten würde, oder die fast überschlanke Gelehrtentochter, die selbst eine halbe Gelehrte war, und die alles andere als die Wissenschaft gering achtete — er wußte wohl — so leicht hätte keine den Dr. Thomas Hellerfort mit einem Korbe nach Hause geschickt — aber nein — allen diesen gegenüber war sein Herz ruhig und kühl geblieben, und hin und wieder hatte sein Vater ihm einen Vorwurf daraus gemacht. „Wenn du noch keine gefunden hast, die du liebst, dann wirst du glücklich den Anschluß verpassen, Thomas, du bist 35 Jahre alt, Zeit, daß ein Mann von deiner Stellung und deinem Vermögen sich ein eigenes Haus schafft.“ Milla Hofmann schien der letzte Versuch.

Und lächelnd hatte Thomas des Vaters Vorwurf aufgenommen, ihm sogar recht gegeben. „Dann finde ich wohl die nicht, die mir die Wahre, Rechte, die wirklich Erwählte wäre, dann — ja, dann wird mich die Konvention schließlich in des Ehebundes Fesseln schlagen, ich werde eine stille, hübsche Frau suchen, die in meinem Haus repräsentiert, und wir werden ruhig und zufrieden nebeneinander leben und uns das Leben nicht unnütz schwer machen!“ —

und nun war sie über ihn gekommen mit aller Gewalt, die Liebe des Mannes zu dem Weibe seiner Wahl.

Als er sie heute wieder sah nach dem Tage des Fernbleibens, da war es entschieden, da wußte er, wo er das große Glück seines Lebens, das ihm des Vaters Reichtümer nicht bedeute-



Transport von Pontons durch eine französische Stadt.

ten, zu finden hatte. — Als der Diener den Kunstsaal verlassen hatte, machte Thomas sich in der Bibliothek zu tun, er holte ein Kunstgeschichtswerk aus dem Schranke und blätterte darin, während sein Blick den über die Hefte geneigten Kopf Anne-Maries verfolgte.

Als sie, mit einer Eintragung fertig geworden, sie von sich schob und aufstand, um ein neues Buch zu holen, stand er ihr mit einem Male gegenüber.

„Darf ich Sie etwas fragen, mein gnädiges Fräulein?“ Sie nickte befremdet mit dem Kopfe, dann kam ein flüchles: „Bitte!“ über ihre Lippen.

„Sie haben sich gestern verlobt, Fräulein Müller?“

Sie wollte staunen über diese Frage, aber sie konnte

nicht, denn ihr Ohr hörte einen Unterton heraus, der ihr mehr zu sagen schien — der sie vorzubereiten schien auf eine — ja, wie war denn das — eine Überraschung — ihr schwindelte, ihr war, als verlöre sie den Boden unter den Füßen, und sie setzte sich schnell in einen der tiefen Ledersessel.

„Ich — mich verlobt? Ich möchte Sie bitten, Herr Doktor Hellerfort — mir zu erklären —“ dann, sich erinnernd, daß sie sich gestern mit Familienangelegenheiten entschuldigt hatte, mit einem schweren Lächeln: „Ach, weil ich gestern nicht kam? Nein, Herr Doktor Hellerfort — das galt einer anderen Angelegenheit — ich habe mich — wenn es Sie interessiert — nicht verlobt.“

Sie stand auf und wollte sich wieder ihrer Arbeit zuwenden, aber er ließ es nicht zu. „Nun können Sie den unbescheidenen Haussohn schelten, mein gnädiges Fräulein, der es wagte, Ihnen eine, wie man so zu sagen pflegt, unpassende Frage vorzulegen, daß Sie es nicht tun, ist — ist sehr großmütig von Ihnen —“ er machte eine Pause, Anne-Marie stand da mit gesenktem Haupt — so streng in ihrer Unnahbarkeit und doch so lieblich in frauenhafter Anmut, daß er dicht hinter sie trat.

Eine heiße Welle unbeschreiblichen Empfindens flutete über sie hin — ein lebenswürdiges Lächeln trat in ihre feinen Züge — großmütig nannte er, was, sie erkannte es staunend und klar, was ein ganz anderes, ein ganz eigenes Gefühl war. Aber sie blieb still.

„Also sehr großmütig von Ihnen — Anne-Marie — nun seien Sie ganz großmütig, nun sagen Sie mir, ob — ob ich Sie lieben darf — ob Sie, wenn Sie diese Liebe erwidern könnten, meine Frau werden wollen?“

Er hatte ihre Hand gefaßt — sie entzog sie ihm nicht, sie sah ihn an, tief, durchdringend, wieder aufgerichtet zu der unnachahmlich stolzen Haltung, die ihr eigen war. Sie fühlte nicht, daß sie als Fräulein Müller hier stand, sie fühlte auch nicht, daß sie Prinzessin Ilburg-Wiesenheim war, sie fühlte nur, daß sie diesen Mann liebte, diesen stolzen, ihr so wesensverwandten Mann, dessen stilles Werben ihr Herz wohl schon längst gefühlt hatte, ein Gefühl, das erstarrt war unter dem Geheimnis, mit dem sie ihre Person umhüllen mußte, unter der Sorge, die ihr seit einiger Zeit das Auftreten dieses Dr. Schwarz gebracht hatte.

Wie im Traum sah sie das verlebte, fahle Gesicht des Fürsten Beerbach neben der männlich schönen Erscheinung Dr. Hellerforts mit dem klugen, feinen Charakterkopf auftauchen, und sie mußte schnell ihre Gedanken allein auf die beglückende Gewißheit konzentrieren, daß Thomas Hellerfort sie liebte. Sie wollte an nichts anderes denken in diesem Augenblick, nicht daran, daß sie hier als eine andere stand, daß sie bald, sehr bald dem geliebten Mann erklären müsse, wer sie sei, der so vertrauensvoll um sie, die Unbekannte, warb, — sie wollte in diesem Augenblick nur daran denken, daß sie ein treues Herz gefunden, das ihr gehörte, das nicht die Prinzessin, das nur die Frau in ihr sah — und liebte.

Sie war so arm an Liebe gewesen — seit die Mutter starb, und sollte nun so reich an der Liebe dieses Mannes sein, von dessen treuem, vornehmen und lauterem Charakter Professor Weber ihr oft gesprochen. —

Und sie neigte das Haupt und ließ es geschehen, daß Thomas Hellerfort sie küßte und sie seine Braut nannte.

Das Telephon auf dem Schreibtisch schnurrte, im Korridor gingen Schritte — Anne-Marie stand allein am Fenster — ein kurzes Wort durch das Telephon, dann ging er an ihr vorüber und faßte schnell nach ihrer kalten Hand, sie an seine Lippen ziehend.

„Auf morgen,“ sagte sie unter dem Blick seiner treuen Augen, und dann legte sie ihren Kopf auf ihre verschlungenen Hände und weinte heiße Tränen. —

Zwischen Vater und Sohn Hellerfort hatte ein ernstes Gespräch stattgefunden, das von seiten des Geheimrats mit großer Erregung geführt worden war.

„Ich will nicht davon reden, daß du meine Hoffnungen in bezug Milas enttäuscht hast — das kommt gar nicht in Betracht, denn schließlich sollst du ja heiraten und nicht ich

— aber wer ist dieses Fräulein Müller?“ fuhr er den Sohn an, und dessen versuchte Einwendung sofort mit einer Handbewegung abschneidend:

„Ich weiß, was du sagen willst — sie ist eine Dame, gewiß, sie ist tadellos, sympathisch, klug, alles zugegeben, aber aus was für einer Familie stammt sie? Da stimmt irgendetwas nicht, dafür laß ich mich hängen. Entweder hat sie 'ne Vergangenheit oder —“

„Vater —“ Dr. Thomas Hellerfort stand hochauferichtet vor seinem Vater, mit ernstem Gesicht, an dem jede Muskel gespannt erschien: „Vater, dafür, daß in Anne-Maries Vergangenheit nichts ist, dessen sie sich zu schämen braucht, dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Sehr schön gesagt, mein Sohn, glaube das auch beinahe selbst nicht, aber es genügt für mich schon, wenn die Familie nicht ganz propper ist. Durch mich ist der Name Hellerfort zu Ansehen, zu Macht gelangt, du wirst auf diesen Namen, auf den du doch selbst stolz bist, nicht durch eine unüberlegte Heirat einen Schatten fallen lassen. Bedenke, daß du nicht für dich allein verantwortlich bist, wir sind eine Macht im wirtschaftlichen Leben Deutschlands, Hunderte von Menschen sind von uns abhängig —“

„Vater,“ Dr. Thomas Hellerfort trat dicht vor seinen Vater hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm in die Augen. „Vater, du bist mir, seit ich erwachsen, der beste Freund gewesen, es ist mein Stolz, dir nie bewußt einen Kummer bereitet zu haben — glaubst du denn, ich würde dir eine Tochter zuführen wollen, auf der auch nur der allergeringste Makel ruht? Aber wenn eine unschuldige, reine Frau vielleicht für die Sünden anderer büßt? Wirst du dann auch unerbittlich sein? Ist der Name, die Familie Hellerfort nicht stark genug, solch einer Frau ein Schutz zu sein, an den sich Verleumdung und Mißdeutung nicht heranwagt?“

Der Geheimrat vermied den Blick des Sohnes. „Nun, wir werden ja sehen,“ brummte er unsicher, „jedemfalls muß Fräulein Müller uns beiden morgen ganz reinen Wein einschenken. Bringe sie zu mir, sobald sie kommt.“ — — —

Als Anne-Marie am nächsten Morgen die Treppen zur Bibliothek in die Höhe stieg, mußte sie daran denken, daß unter normalen Verhältnissen Thomas Hellerfort sie hätte von ihrem Vater erbitten und dann dem feinen zuführen müssen, und nun war sie auf dem Wege zu ihm, um das Geständnis abzulegen, daß sie unter falschem Namen in sein Haus gekommen. — — —

Sie hatte gestern Abend einen Augenblick überlegt, ob sie nicht Professor Weber damit betrauen solle, den Kommerzientrat über sie aufzuklären, aber sie hatte diesen Gedanken dann zurückgewiesen, nein, sie wollte für sich selbst einstehen. Und nun war heute morgen etwas geschehen, das sie mit neuem Mut erfüllte, das ihr ein so zuversichtliches Gefühl gab, als müsse nun auch ihr alles glücken, als dürften sich ihr keine neuen Hindernisse mehr in den Lebensweg stellen.

Sie hatte einen Brief des geliebten Bruders erhalten, in dem er ihr mitteilte, daß er und Christine sich gefunden hätten. Damit war Anne-Maries stiller, inniger Herzenswunsch erfüllt; diese beiden liebsten Menschen wußte sie nun vereint, es war fast zu schön, um wahr zu sein. Und diese beiden würden zu ihr halten, was auch kommen möge, sie trat nun nicht mehr von den Ihren verlassen, verstoßen vor die Hellerforts.

Als sie in die Bibliothek trat, kam Thomas Hellerfort ihr mit schnellen Schritten entgegen. Er ergriff ihre Hände und zog sie an sich, sie einen Augenblick innig an sich pressend. Dann löste er mit zarter Behutsamkeit den Hut von ihrem Haar und half ihr aus dem Jäckel.

„Mein Vater wartet auf uns,“ sagte er leise. „Und, Anne-Marie, es gibt nichts, nichts, das uns trennen könnte.“

Der Kommerzientrat erhob sich hastig von seinem Schreibtisch beim Öffnen der Tür, auf seinem Gesicht lag eine gewisse Verlegenheit und Spannung. Er streckte Anne-Marie die Hand hin und drückte sie fest, wie es seine Gewohnheit war.

(Schluß folgt.)

Der Zimmergarten.

Wenn man am Anfang des Herbstes aus der Sommerfrische wieder in sein städtisches Heim zurückkehrt, empfindet man wohl am allerstärksten den Gegensatz zwischen Stadt und Land, und manchem entringt sich wohl der Seufzer: „Wenn man doch ein eigenes Gärtchen hätte, und wäre es noch so klein!“

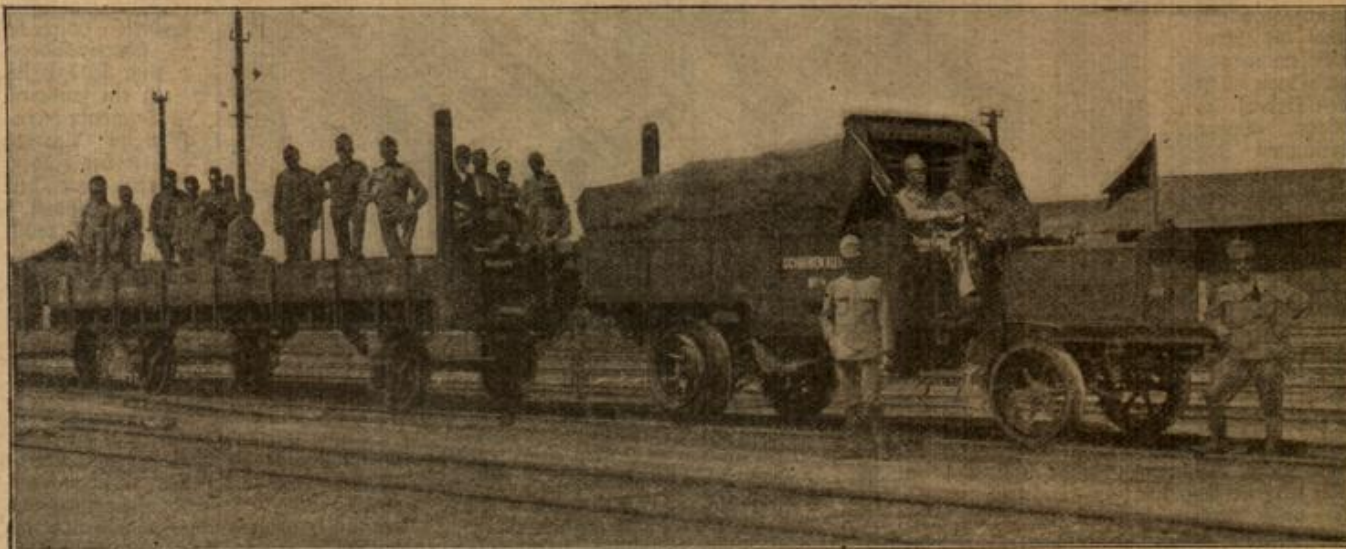
Nun, der erfinderische Menscheng Geist hat sich einen, wenn auch dürftigen Ersatz für des Frühlings und Sommers bunte Pracht geschaffen, indem er den Zimmergarten einrichtete. Heutzutage findet man schon in dem armseligsten Dachstübchen, in der dunkelsten Kellerwohnung wenigstens einen Topf mit grünen Blättern.

Die Zimmergärten unterscheiden sich natürlich gewaltig voneinander, je nach dem Wohlstande der einzelnen Besitzer, wie sich der große obst- und blütenüberfüllte Billengarten von dem kleinen Laubengrundstück, das hauptsächlich der Gemüsezuucht dient und nur an der Umzäunung einige grellfarbene Georginen und Stadrosen aufweist, prunkvoll abhebt. Die Zimmergärten der Reichen werden meist aus Treibhäusern und Warmbeeten ergänzt. Eine Blume nach der andern verwelkt — geht ein —, man merkt es kaum, denn hundert andere warten schon, um ihren Platz auszufüllen.

Liebliche zufrieden sind. Sie weiß auch, daß ihre Pflanzen zum Leben eine bestimmte Menge Licht und Wärme nötig haben. Jedes Gewächs wendet seine Blattflächen und Blüten dem Fenster zu, um die hereinfallenden Sonnenstrahlen begierig aufzusaugen. Man muß daher die Töpfe öfters wenden, damit der schöne, gleichmäßige Wuchs nach allen Richtungen hin erhalten bleibt.

In Erdgeschosswohnungen gedeihen Zimmerblumen gewöhnlich nicht so gut, wie in den oberen Stockwerken. Darum ist es ratsam, sich dort auf bestimmte Pflanzen, die hartlebiger sind, und nicht so viel Oberlicht verlangen, einzuschränken. Man dürfte sonst traurige Erfahrungen machen, z. B. daß Rosen kräftig ins Kraut schießen, aber keine Blüten tragen, oder daß Myrten kränzlich und klein fortvegetieren, und abgefallene dürre Blätter anderer leicht bedürftiger Gewächse den Blumentisch verunzieren.

Nicht immer ist allerdings nur Lichtmangel der Grund hierfür. Oft liegt es am Mangel an Reinlichkeit. Der Staub ist ein schlimmer Feind der Zimmergewächse. Er verstopft die Atemsporen der Blätter und richtet auf diese Weise manches Pflänzlein zugrunde. Im Verein mit ihm stellt sich das Ungeziefer ein, das sich die jungen Triebe und Blattknospen herrlich schmecken läßt. Da heißt es, auf der Hut sein und vorbeugen: die kleinen Pflanzen mit zarten oder haarigen Blättern absprennen, die großen und hartblättrigen



Eigenartiger österreichischer Automobilzug auf einer Bahn in Galizien. Die Räder des ziehenden Autos sind derart, daß sie auf den Eisenbahnschienen sicher laufen, auch kann das Auto durch Auslegen von Gummistreifen auch auf der Landstraße benutzt werden.

Wie viel mehr ans Herz gewachsen ist einem aber doch der Garten, in dem man jede Pflanze eigenhändig gesät oder gepflanzt hat, wo man die einzelnen Gewächse und ihre Entwicklung Tag für Tag mit liebevollem Interesse beobachtet, wo keine Blume eingehen darf, weil sie nie erkräft werden kann, und wo man die kranken Pflänzchen begut und pflegt, damit sie weiter gedeihen.

Den größten Genuß von der Blumenzuucht wird stets derjenige haben, der von dem Standpunkte ausgeht: meine Pflanzen sind lebende Wesen, für deren Wohl und Wehe ich verantwortlich bin; meine Pflanzen sind wie die Kinder in ihrer Hilflosigkeit und Unhänglichkeit. Und um wie Vieles mehr gilt das noch von den Zimmerblumen, die wir aus freiem Erdreich in enge Töpfe verpflanzt haben, die vergebens auf Regen und Sonnenschein warten müßten, wenn wir sie nicht nähren und tränken wollten.

Blumenpflege will gelernt sein, wie jede Kunst. Man sagt allerdings von manchen Menschen, sie hätten eine „glückliche Hand“, und was sie täten, gedeihe, und was sie pfliegten, erhole sich. Andere dagegen mühten sich Jahr um Jahr mit ihren Zimmergärtchen ab und erreichten fast nichts dabei. Ich glaube jedoch, die Menschen mit der sogenannten „glücklichen Hand“ haben vielmehr einen „glücklichen Blick“, eine scharfe Beobachtungsgabe für die individuellen Bedürfnisse einer jeden Pflanze, denn eine jede bringt ihre bestimmte Eigenart mit auf die Welt und will danach behandelt sein. Die einen, wie Rosen, Palmen, Myrten, Fuchsen, Kamelien, bedürfen reichlicher Nahrungszufuhr, die ihnen durch Gießen mit in Wasser aufgelöstem künstlichen Blumendünger zuteil werden kann. Die anderen, wie Hyazinthen, Tulpen, Crocus, Narzissen und Kakteen, sind bescheidener in ihren Ansprüchen. Sie wachsen selbst im Sande und können dank ihrer Knollen oder kleinen harten Blattflächen einen Wasservorrat, von dem sie leben, wochenlang sparsam aufbewahren. Die geübte Blumenpflegerin weiß ganz genau, wie feucht oder wie trocken die Erde sein muß, damit ihre

einfach trocken abwischen.

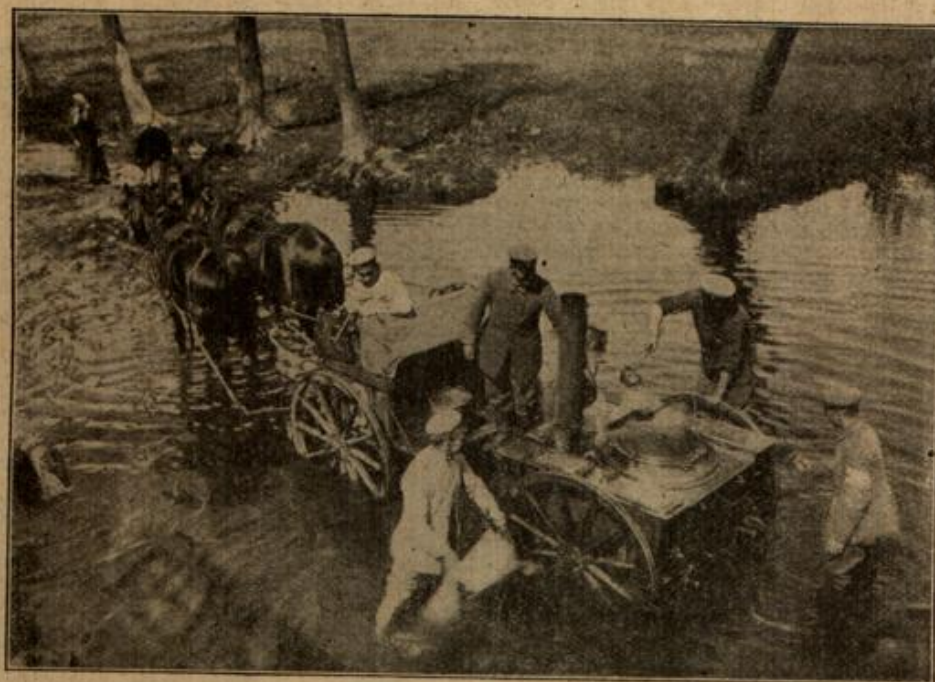
Im Sommer, wo wir unseren Zimmerblumen, wenn wir sie lieb haben, recht viel Licht und Luft gönnen wollen, stellen wir sie hinaus auf Balkons, Veranden oder Fensterbänke. Da besorrt dann der Regen auch die Reinigung. Eine schlimme, kritische Zeit für fast jede Topfpflanze ist aber der Winter. Sie hat sich bis zum Herbst in Licht und Sonne baden, Tau und Regen genießen dürfen — nun macht ihr die Veränderung der Temperatur und der Mangel an Licht viel zu schaffen. Sie muß sich erst wieder umgewöhnen. Drei bis vier Monate des Winters ist fast jede Pflanze ruhebedürftig. Das Wachstum setzt aus; sie verlangt wenig Nahrung und Wasser, verkümmert auch oft die Blätter und steht scheinbar tot und häßlich da. In solchen Zeiten gilt es, Geduld zu haben und nicht künstlich zu treiben, denn innerlich leben und weben trotz allem die frischen Säfte, und meist schon Mitte Januar beginnen die Blattknospen wieder zu schwellen und zartes Grün vorsichtig und neugierig hervorzukünnen.

Eine Hausfrau, die ein ganzes Gemach voller eigenhändig gepflanzter und gepflegter Topfblumen besaß, sagte mir einmal: „Blumen empfinden genau, ob man sie lieb hat, oder ob man sie vernachlässigt. Wenn ich verreist gewesen bin und kehre wieder heim, sehen sie alle verkümmert und verwahrloßt aus. Beschäftige ich mich aber täglich nur eine halbe Stunde mit ihnen, entferne jedes trodene Blatt, richte und stütze ihnen die zarten Zweige — so gedeihen sie derart üppig, daß man ihr Wachstum mit Augen zu sehen vermag.“ — Das ist die Dankbarkeit, welche Pflanzen ihrem Pfleger bezeugen wollen. Einige Dichter behaupten sogar, sie hätten Seelen, und wer seine Sinne besäße, könnte diese Blumenenseelen entdecken. Nur, Dichtern kann man ja nicht alles nachsagen! Sie sind mit anderen Augen zur Welt gekommen als gewöhnliche Sterbliche. Aber fragt einmal eine begeisterte Blumenpflegerin danach: ich glaube — sie sagt euch: „Und die Dichter haben doch recht!“

Jemela Linberg.

Vom Scharpiezupfen. Als der jetzige Krieg ausbrach, glaubten die deutschen Frauen, auch wieder das Scharpiezupfen als Liebesarbeit vornehmen zu können, wurden aber von den zuständigen Stellen benachrichtigt, daß die neuzeitliche Chirurgie keine Scharpie mehr benutze, sondern an ihrer Stelle ausschließlich die chemisch reine Verbandswatte verwende. Durch den massenhaften Verbrauch der Verbandswatte sind aber die Vorräte an diesem Stoff nahezu aufgebraucht, und die Neulieferungen vermögen nicht den Bedarf zu decken. Daher verlangen die Lazarettvorräte jetzt wieder Scharpie. Diese wird in den Lazaretten entleimt, so daß sie keine Gefahr mehr bergen kann. Nun gibt es also wieder reichlich Arbeit für Frauen- und Kinderhände. Vor allem gilt es, die Wäschspinde nach geeigneter Leinwand zu durchsuchen. Es kommt hierfür nur reine Leinwand von alter Bettwäsche, Tischzeug, Hand- und Taschentüchern in Betracht, auch darf sie noch nicht zu dünn und morsch sein, sonst läßt sie sich nicht zupfen, sondern die Längsfäden reißen und liefern keine gleichmäßige Scharpie, ganz abgesehen von der viel mühsameren Arbeit. Die Leinwand muß vor dem Zupfen sauber gewaschen und gekocht werden, wonach man sie sofort in ein

sauberes weißes Tuch einschlägt und auch während des Zerschneidens und Zupfens sich immer eines weißen, sauberen Tuches als Unterlage bedient. Auch die Hände müssen tadellos sauber und die Fingernägel gut gebürstet sein. Da auch Kinder sich gern an dieser Arbeit beteiligen, muß man hier besonders auf peinlich saubere Hände achten. Die Leinwand wird zuerst in länglich vieredige Stücke von 20×10 cm und 10×8 cm geschnitten, dann legt man diese Vierede übereinander und schlägt sie in ein sauberes Taschentuch ein. Beim Ausziehen der Fäden legt man die Längsfäden gesondert recht glatt neben und übereinander, während die Quersfäden und die abreisenden kurzen Fädchen zu dem bekannten weichen und dehnbaren Gewirr zusammengelegt werden, das man in kleinen Bündchen zum Verbinden verwendet. Auch die ausgezupften müssen sofort in staubfreie Behälter (Papptäfelchen, Blech- oder Spanschachteln), die mit einem reinen Taschentuche ausgelegt sind, kommen und immer fest verschlossen werden. Da es sich hier um Massenverbrauch handelt, sollte man bald an diese wichtige Arbeit gehen und alle bisher noch mühsigen Hände zur Hilfeleistung heranziehen. Die fertige Scharpie übergebe man dem nächsten Lazarett oder einer Annahmestelle des Roten Kreuzes.



Reinigung einer Gulaschkanone.

Unsere Rätselecke

Bilderrätsel.



Zahlenrätsel.

20	21	22	23	24	25	26

In die leeren Felder der oberen und unteren Reihe sind Zahlen derart zu setzen, daß jede aus drei zusammenhängenden Feldern bestehende Reihe, also sowohl senkrecht, wie

auch quer, von links oben nach rechts unten oder rechts oben nach links unten die Summe von 48 ergibt.

Merkrätsel.

Deukalion, Kutsche, Hermann, Sieb, Langbein, Kiste, Mensch, Gehorsam, Schuldner.

Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken. Die gemerkten Gruppen müssen in sinngemäßem Zusammenhang eine glänzende deutsche Waffentat auf dem westlichen Kriegsschauplatz benennen.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten. Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Kronprinzessin.

Wechselrätsel: Thorn, Rhorn.

Aufgabe:

12 Bomben und 81 Granaten.

Diamanträtsel:

H
H a m
E n v e r
G r i e c h e
H a v e l b e r g
H a m b u r g
S i e n a
U r i
g

Rätselhafte Inschrift:

Aberlegen macht überlegen.